



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 82.

Freitag, 9. April

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Peterßen.

(Nachdruck verboten.)

(22. Fortsetzung.)

Grünau überlegte einen Augenblick. Und dann schritt er zu dem Polizeimeister, der von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, verhandelte mit ihm und kehrte zu Schellbruch zurück.

„Vater“, sagte er über die Schulter hinweg zu ihm, „der Polizeimeister wünscht, daß du deinen Posten hier aufgibst und dich nach der Jakobistraße verfügst.“

Da wandte sich der Kopf mit dem aschgrauen, entstellten Gesicht; die Augen blickten wirt.

„Tue . . . tue ich hier nicht meine Pflicht?“

„Gerade weiß du deine Pflicht tust“, entgegnete Grünau; „weil du sie in mehr als ausreichendem Maße ausgeübt hast — deshalb sollst du dich mal erholen.“ Einer der freiwilligen Helfer nahm Schellbruch die Leine aus der Hand; wie ein Betrunkener schwankte dieser neben Grünau nach der Jakobistraße.

Hier befand sich ein stärkeres Aufgebot an Feuerwehrlenten als in der Sedanstraße, in der es ja doch nichts mehr zu retten gab. Auf allen Dächern standen Männer, die unbekümmert um Glut, Rauch und zischende Funken die Schläuche hielten und die armdicken Strahlen auf die gefährlichsten Stellen richteten.

Wenn doch der Sturm nachlassen wollte! Wenn doch der Wind sich besinnen und eine andere Richtung einschlagen wollte! . . . Aber das sind fromme Wünsche! Nach wie vor breitet der Sturm die Flammen wie Gewänder aus, schwingt sie lustig in die Höhe und versucht immer und immer wieder, sie auf die Häuser der Jakobistraße zu werfen.

Da mit einem Male tritt etwas Beängstigendes ein. Aus einigen Schläuchen, die dem andrängenden Feuer den Weg verlegen, dringt das Wasser nicht mehr mit der alten Gewalt. Der Strahl wird dünner und kraftloser und versiegt endlich ganz.

Eine Störung der Pumpen, die für solche Dauerleistungen wohl nicht gebaut sind!

Man holt die Löschwagen heran, die noch in der Sedanstraße stehen und dort einen verlorenen Kampf fortsetzen. Der Austausch mit den versagenden hat vielleicht keine zehn Minuten in Anspruch genommen — dennoch ist der Zeitverlust nicht wieder einzuholen. Das Feuer hat, unter den Augen der ohnmächtigen Feuerwehrmänner, auf zwei Dächern der Jakobistraße Fuß gefaßt und kriecht sich sofort tiefer ein. Die Verteidiger müssen weichen.

Und nun ist es, als ob die Feuersbrunst erst so recht Gefallen an dem Zerstörungswerk finde. Lacht nicht da drüben die Gasanstalt? . . . Bietet sich nicht eine Gelegenheit, den angstbebenden Menschen da unten zu zeigen, daß sie nichts sind und nichts können? . . . Sie vermessen sich die Elemente zu zügeln und zu bändigen, sie glauben Herr über sie zu sein; sie werden das Gegenteil erleben.

Mit neuer Lust wirbelt der heizende Sturm Funken durch die Luft. Viele erlöschten auf ihrem Flug, die übrigen werden ausgeblasen von den Sprühen, die jetzt unablässig die Anlagen der Gasanstalt unter Wasser legen. Aber die Gefahr, in der diese schweben, vergrößert sich von Minute zu Minute.

So vergeht eine halbe Stunde. Es ist ein furchtbarer Abwehrkampf. Wird es dem Verteidiger gelingen, den Angreifer zum Stehen zu bringen und ihm die abgestreiften Fesseln wieder anzulegen? . . . Noch ist es nicht so weit, und nach einer Viertelstunde verringert sich diese Hoffnung banger Menschen, denn plötzlich geht es von Mund zu Mund.

„Die Wohnung des Gasmeisters brennt!“

Und so ist es. Ein Feuerwehrmann hat unterlassen, ein Fenster, durch das er gestiegen ist, wieder zu schließen. Auf die Gardinen fallen Funken; unter der Gunst der Hitze entwickelt sich rasch ein Zimmerbrand; triumphierend eilt das Feuer die Treppe hinauf.

Bürgermeister und Polizeimeister sind nahe daran, ihre klare Überlegung zu verlieren. Sie halten mit den Stadtvätern auf offener Straße Rat; es wird beschlossen, die Sedanstraße von allen Löschmannschaften zu entblößen.

Schellbruch steht nach wie vor regungslos da, die Leine in der Hand. Er sieht nur das Feuer, nichts sonst. Und er lebt der Überzeugung, daß das Furchterliche dieser Nacht nicht eingetreten wäre, wenn er seine Pflicht getan hätte. Schnabel ist der Täter, kein anderer; wie jenen Mord zwischen Zürich und Basel, so hat er auch dies auf dem Gewissen. Aber nicht er allein; keine himmlische Macht kann ihn, Schellbruch, von der Mitschuld freisprechen.

Unter seinem dicken Mantel zittert und hebt er. Sein Ohr vernimmt Angst- und Jammerlaute, sie erscheinen ihm wie die Posaunen des jüngsten Gerichts. Obdachlose, um ihre Habe Betrogene: vor dem Richterstuhl Gottes werden sie Rechenschaft von ihm fordern, von ihm so gut wie von Schnabel.

Er gleicht keinem Menschen mehr, der erschüttert den Untergang wertvoller Güter und das Elend seiner Mitmenschen sieht. Er sieht nur sich, nicht als Egoist, sondern mit den Augen eines Menschen, der von seiner Schuld erdrückt wird. Aus den Augen, die Qualm und Hitze mit roten Rändern versehen haben, dringt keine Träne, nur der Bart zittert, weil die Unterlippe ständig auf und ab fliegt.

Was ist er? . . . Mit welchem Recht steht er hier noch? . . .

Eine allgemeine Bewegung macht sich bemerkbar. Die Leine, die Schellbruch hält, wird so heftig berührt, daß sie der erlahmenden Hand entgleitet. Er hebt sie auf, und nun gewahrt er, aus seinem dumpfen Sinnen gerissen, um was es geht.

Das einstöckige Wohnhaus des Gasmeisters steht in hellen Flammen. Die Feuerwehrmänner, die vom Dach aus den großen Gasometer mit Wasser überfluteten, müssen sich in Sicherheit bringen. Die Gefahr einer Explosion scheint jetzt kaum noch abwendbar, zumal ein Geräteschuppen, der vor dem Gasometer steht, bereits von Funken befeuert wird. Gerät er in Brand, ist alles verloren.

Schellbruch hört die Stimme des Stadtoberen neben sich. Er vernimmt, daß von diesem Schuppen alles, das Letzte abhängt. Dort muß einer hin und nicht nachlassen,

bis das Feuer sich gibt. „Den Schuppen ständig unter Wasser halten, ein oder zwei genügen; aber wer?“ Der Polizeimeister stößt es erregt heraus. „Wer mag einem Familienvater das zumuten?“ Da fällt das Wort „Freiwillige“. Das versteht Schellbruch. Wenn er sich nun anböte! . . . Würde Gott im Himmel ihm das wohl gutschreiben beim Aufrechnen seines Schuldkontos? . . . In sein Gehirn, das der Klarheit ermangelt, weil es zuviel gegrübelt hat, dringt es wie ein erhellender Schein; ein Glück schießt in ihm hoch, so daß es wie ein Köcheln aus seiner Kehle kommt. Er läßt die Beine fallen, rennt davon und stürzt sich selig in die Gefahr.

Zweiundeineinhalbe Stunde stand er eingeklemmt zwischen Gasometer und Schuppen, und ebensolange hielt er den Wasserschlau. Rauch, Feuerfunken, glühende Hitze — nichts konnte ihn ermüden. Ob er gewünscht hat, daß der Tod seinem Jammerleben ein Ende setze? . . . Denn eine Ablösung wies er zurück. . . .

Gegen sechs Uhr morgens war die Gewalt des Feuers gebrochen. Der Sturm legte sich, dafür erhoben sich laute und stille Klagen geprüfter Menschen. Aber in welchen Augen stand Schellbruch da? . . . Schellbruch, der stille Mann? . . . Hatte er nicht die Stadt gerettet? . . . War er nicht ein Held? . . . Auch wer setzten seinen Namen in den Mund genommen hatte, pries ihn, der Gepriesene aber lag bewußtlos im Krankenhause, und der Arzt gab den verzweifeltsten Kindern wenig Hoffnung. Es war wohl nicht so sehr die Rauchvergiftung als der vollständige seelische Zusammenbruch, der den Tod ans Bett lockte.

Als Schellbruch nach Tagen, erwachte, sah er seine Töchter und Schwieger söhne vor seinem Bett stehen. Sein Blick war erst starr, dann verwundert, und dann löste sich etwas in ihm. Er kehrte das Gesicht der Wand zu. Nach einer Weile richtete er sich halb auf.

„Grünau“, flüsterte er.

Der Gerufene beugte sich über ihn.

„Ich werde sterben“, klang es kaum vernnehmbar an sein Ohr. „Aber es ist nicht mehr . . . nicht mehr so schwer. . . . Der Polizeimeister soll kommen . . . und auch der Pastor . . . ich habe etwas zu sagen.“ Er sank zurück und lag schwer atmend da.

Grünau konnte kaum die Fassung bewahren. Er selbst hatte ja auch „etwas zu sagen“.

„Sofort, Vater.“ Er redete leise auf Lisbeth und Hermine ein; sie verließen, gefolgt von Hans Witt, zögernd die Krankenstube.

Nach einer Viertelstunde war der Polizeimeister zur Stelle; Grünau blieb. Und nun öffnete sich vier Ohren ein Herz, das Unlängliches erlitten hatte. Das letzte wurde ausgekehrt. Es war die Beichte eines Menschen, dessen überartiges Gewissen eine Last von sich gab, die vor Gott und der irdischen Gerechtigkeit leicht wog.

„So ist es gewesen, Herr Polizeimeister“, schloß Schellbruch erregt, die rechte Hand hehend.

„Sie werden wieder genesen, Schellbruch“, entgegnete dieser, der nicht wußte, was er zu alle dem sagen sollte. Er sah fast verstört drein.

Als er dann wieder in seinem Amtszimmer angelangt war, trat Grünau zu ihm herein. Und nun erlebte er die zweite große Überraschung an diesem Tage. Aber er war durch Schellbruchs Bekenntnis vorbereitet, und so fiel das, was er seinem Getreuen vorhielt und vorhalten mußte, nicht allzu strenge aus. Und nun war es auch Grünau, als sei eine Last von ihm genommen.

Am Morgen nach dem Brande, als Hans Witt mit Lisbeth vom Krankenhause heimkehrte, wohin man Schellbruch getragen, ereignete sich folgendes:

Quer über die Straße kam Bäckermeister Witt. Er betrat den Laden seines Konkurrenten und ungeratenen Sohnes und sagte zu dem Gesellen, der den Kunden die frischen Brötchen verabfolgte:

„Wo ist der Meister?“

„In der Wohnstube, Herr Witt.“ Damit zeigte er auf eine Tür.

Weder Hans Witt noch Lisbeth Schellbruch hörten das Geräusch hinter ihrem Rücken, dazu war der Schmerz des jungen Mädchens zu groß und Hans Witt

zu sehr bemüht, diesen Schmerz zu lindern. Er hielt die Mädchengestalt fest in seinen Armen.

Da räusperte sich jemand. Hans Witt wandte den Kopf, ohne seine Braut vorerst freizugeben. Dann aber ließ er beide Arme sinken, seine Augen weiteten sich.

„Hm!“ machte Meister Witt zum dritten Male. Da sah auch Lisbeth Schellbruch auf.

Und nun kam der, den sie dort stehen sah, auf sie zu, legt den rechten Arm um ihre Schulter — genau wie sein Sohn es vorhin getan hatte, nur nicht so fest —, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte:

„Komm mit, mein Kind.“ (Er sagte „mein Kind“.)

Damit zog er die Willenlose mit sich, den ungeratenen Sohn und Konkurrenten würdigte er keines Blickes.

Aber dieser sah dann durchs Fenster beide über die Straße gehen. Drüben öffnete sich die Ladentür, zwei Arme — sie gehörten der Mutter — wurden sichtbar, dann schloß sich die Tür hinter den dreien.

(Schluß folgt.)

Der Pfirsichbaum.

Ein Wölkchen aus dem Himmelraum
fiel nieder, als es frühlte,
Nun liegt es überm Pfirsichbaum
Und träumt aus jeder Blüte.

Lotie Fiedemann.

Die Plakatssäule.

Von Heinrich Reis.

Sie steht, ein Turm, im wogenden Gewühl der Straße und schreit mit leuchtenden Farben ihre Ankündigung hinaus in den Taumel des Verkehrs, zwischen die Haß vorüberrollender Wagen, eiliger Fußgänger, dahinsausender Bahnen. Sie umfängt auf schmalen Raum alles Vielfältig-Bunte und Verschiedene des Tages, gibt Stellbühnen dem Alltäglichen wie dem Außerordentlichen, nimmt Teil an allen Wünschen, Plänen, Sorgen und Interessen, die das Menschenherz bewegen. Und von den unzähligen Blicken, die vorübergleiten, streift ein jeder wohl flüchtig, achlos oder neugierig das aus bunten Fäden zusammengefügte Gewand der Plakatssäule, findet vielleicht irgend einen Fleck, darauf das Auge ruhen bleibt, ehe schneller Schritt weiterstürmt im jagenden Stadtgetriebe.

In friedlichem Wettbewerb nebeneinandergereiht sind da die seltsamsten Dinge, Anzeigen, Aufrufe, Mitteilungen; ein Redner ladet zu einer Volksversammlung, der Name eines Künstlers, der im Theater oder im Konzertsaal sich vorstellen wird, prangt mit großen Buchstaben neben den Bildern von galoppierenden Pferden, laufenden Radlern, von Ringern oder Boxern, die auf einen sportlichen Wettkampf hinweisen. Eine Ware wird angepriesen, ein harmlos alltäglicher Haushaltsbedarf, zu einer Reise lädt ein stolzes Schiff, eine prächtige Landschaft, und über die Darstellung eines behaglichen Heims, einer neuen Kleidermode ist die Photographie eines Abeltäters gestellt, der nach Verübung seines Verbrechens verschwand, den nun die Plakatssäule, sonst den Wünschen Zahlloser dienend durch Empfehlung, Anpreisung und Aufruf, der Gerechtigkeit in die Arme liefern will. Heiteres und Trübes, Schönes und Häßliches, Ehrgeiz, Ruhm, Geschäft, Heimat und Fremde, alles drängt sich zusammen auf dem schmalen Rund der Säule, alles tönt im gleichen Klang der Farben und der Worte und zwingt den rasch vorüberstreichenden Blick für eine kurze Sekunde zur Rast; Wichtiges und Geringes, alles nimmt dieselbe Bedeutung im engen Beieinander auf engem Raum, wie in einem großen Ausgleich des Lebens.

Ob von frohem oder düsterem, von nüchternem oder feierlichem Wesen kündend, ob gleichgültige Mitteilung oder erregende Neuigkeit, die bunten Zettel der Plakatssäule sind zusammengestellt von der Laune des Zufalls, so wahllos und unergründbar wie die Folge der Ereignisse, die Verknüpfung der Schicksale im Leben des einzelnen und im Gang der Welt. Was immer wichtig ist für Zeit und Alltag, von allem weiß die Plakatssäule und verleiht ihm Ausdruck mit dem Leuchten ihrer Farben, der tönenden Sprache ihrer Buchstaben, und doch gilt ihr nichts zu bedeutend, daß es nicht vergehen, nicht untertauchen sollte unter neuen Ereignissen, wenn nur eine kurze Zeitspanne hingegangen. Der gleiche Zufall, der die seltsamsten Dinge nebeneinanderreihete, löst sie aus, überlebt sie mit anderen, neuen Ankündigungen, daß nur schmale Ecken,

halb lesbare Überschriften hervorscheinen von einst wichtigen Nachrichten aus verflochtenen Wochen. Der Unrast des Meeres mit dem Wechselspiel immer neuer Wellen gleicht die Plafatsäule im rufelosen Wandel ihrer Bilder und Zeichen, in dessen sie selbst unverrückbar steht, feil und trobig, als ein Turm im wogenden Strahentreiben.

Täglich an ihr vorüber flirzt das gleiche Leben mit dem nimmermüden Strom des Verkehrs, sie gibt ihm Abspiegelung seines Wesens zurück mit den bunten Farben vielfältiger Anpreisung und Mitteilung, ewig gleichförmig ist ihr Antlitz, was immer es empfindet und verkündigt, und doch scheint es bisweilen, als berge es den Schlüssel alles tiefen und geheimen Wissens: ein Beareifen, wie wesenlos gering doch die Dinge sind, welche die Menschen wichtig nehmen, darum sie sich beken und mühen, die eine kurze Weile ihren Ruf durch die Straße schreien, bis sie von neuen, anderen und ebenso unwesentlichen Dingen überlärm, überklebt und erstickt werden, wechselnd und wirbelnd im Kreislauf, in dessen droben sich der Himmel spannt, klar und unvergänglich über aller Hast und aller Unrast der Tage.

Mein Geburtstags-Blumenstrauch.

Von Arthur Hoffmann.

Vorgestern hatte ich Geburtstag, und schon in aller Frühe, sozusagen schon, bevor es mir überhaupt gelungen war, das Jahr älter zu werden, wurde ein Blumenstrauch für mich abgegeben mit dem allerliebsten Verschen:

Nimm in Liebe diesen Strauch!
Ewig Deine kleine Maus.

Was tut ein Ehemann in solchem Fall? Das natürlich, was auch ich tat: Mit dem Blumenstrauch zu seiner Frau gehen, ihr die Hand küssen und danke schön! sagen. Dieser Auftakt zum Geburtstag verliert nur dann einigermaßen an Wirkung und Reiz, wenn der Blumenstrauch nicht von der Frau herrührt. Dann kann sozusagen eine Katastrophe eintreten. Bei mir trat eine Katastrophe ein. Somit weiß der Leser also wenigstens in etwa, von wem der Blumenstrauch keineswegs bestellt war.

Ob ich etwa glaubte, fragte meine Frau, daß sie mir eine solche geschmacklos zusammengeklautete Salatschüssel ins Haus schicken würde? Und weiter, ob ich ihr einen solchen trivialen Knittelvers zutraue? In häuslicher Katastrophenstimmung ist man, wie man weiß, stets bereit, befriedigendes Öl in die hoch gehenden Entrüstungswogen zu gießen. Ich sagte deshalb, ich fände den Blumenstrauch keineswegs so außergewöhnlich geschmacklos, namentlich um diese Jahreszeit wären

Sonst hätte ich Osterblumen, Primeln und Aurikeln nie leiden mögen, erwiderte meine Frau, aber natürlich, wenn eine kleine Maus ... Wie sich das überhaupt anhöre „kleine Maus“! Geradezu lächerlich! In meinem Alter ...

Bitte, sagte ich, ich fände die Unterschrift „kleine Maus“ entschieden poetischer als etwa „alte Ratte“, zumal sich darauf kaum etwas anderes wie „lahle Blatte“ hätte reimten lassen, was in Anbetracht meines immerhin noch nicht in den letzten Zügen liegenden Haupthaars, aus dem ein parfümter Frieur gut und gerne noch zwei ansehnliche Herrenschmitt-Bubiköpfe komponieren könnte, auch total abwegig gewesen wäre.

Mein Haar, über das man zudem zweierlei Meinung sein könne, stände nicht zur Debatte, entgegnete meine Frau, sondern einzig und allein die Tatsache, daß eine alberne Gans sich unterheben zu können glaube, mir zum Geburtstage einen vielleicht irgendwo in einem Mülleimer aufgefundenen Blumenstrauch mit einem aus einem Liebesbriefsteller für die unteren Volksschichten abgeschrieben banalen Spruch zuzufenden.

Die Bezeichnung alberne Gans, meinte ich, wäre nun doch etwas reichlich unhöflich für jemanden, der mit einem Geburtstagsangebinde schon so frühzeitig bei der Hand sei, und es stände durchaus nicht fest, daß der Blumenstrauch, der sich tadellos frisch und gesund präsentiere, bereits anderweitig abgebaut wäre. Was zudem den ihn begleitenden Spruch anbelange, so müsse ich als Schriftsteller — also als Fachmann — zu einem ganz andern Resultat kommen, wie daß er obskurer Literatur entlehnt sei. Er trage vielmehr durchaus den Stempel der Originalität, vielleicht aber — ich möchte das indessen nicht so ohne weiteres behaupten — hätte keine Geringere als Charlotte von Stein ihrem Johann Wolfgang dieses Verslein einmal zum Wiegenfeste mit einem eben solchen Strauch aus ihrem Garten übermittelt. Möglicherweise aber stände der Spruch auch bei Walter von der Vogelweide. Daraus sei zu schließen, daß die Absenderin keine alberne Gans, vielmehr sehr wahrscheinlich eine selbstschöpferische poetische Natur oder, wenn das nicht, zum mindesten eine in der schönen Literatur durchaus bewanderte Dame sei. Der vollständig reine Reim Strauch und Maus und die gut gebauten

vierfüßigen Trochäen deuteten gleichfalls darauf hin, daß die Spenderin

Daß Frauen niemals ruhig zuhören können, wenn man ihnen eingehend und sachlich etwas auseinanderzusetzen versucht. Ich meine das Thema wäre doch interessant genug gewesen, bis in alle Details erörtert zu werden. Es muß doch m. E. nach reizen, aus den gegebenen Fakten — hier Blumenstrauch und Vers — die Lösung eines Rätsels herbeizuführen.

Meine Frau sagte aber, ich versuche, vom Kern der Sache abzuweichen. Es sei ihr ganz gleichgültig, ob Strauch und Maus ein reiner oder schmutziger Reim sei, ob die Trochäen Füsse oder Flossen hätten, ob der Vers bei Walter von der Schillingen stehe, oder ob Charlotte von Stein Primeln und Aurikeln oder Spinat und Suppengrün in ihrem Garten gehabt hätte. Sie interessiere einzig und allein die Tatsache, daß mir eine fremde Frauensperson zum Geburtstag einen Strauch schide.

Gut, erwiderte ich, so würden wir ausschließlich dieser Tatsache unser Augenmerk zuwenden. Wir hätten also mit folgenden gegebenen Fakten zu rechnen: a) daß ich Geburtstag hätte; b) daß dies außer ihr und mir einem bzw. einer Dritten bekannt sei; c) daß ein Blumenstrauch aus diesem Anlaß für mich abgegeben worden sei; d) daß dieser Blumenstrauch aus Osterblumen, Primeln und Aurikeln bestehe; e) daß dieser Blumenstrauch von einem Vers begleitet gewesen sei. Soweit waren wir einig. Meine Frau fügte hinzu: f) daß die Absenderin laut der zärtlichen Wendung „deine kleine Maus“ zu mir auf Duzfuß und in irgend welchen Beziehungen stehen müsse.

Ich akzeptierte das Faktum f, wenn auch widerstrebend, und nannte, um schnell zu einem Resultat zu kommen, als mutmaßliche Absenderin Tante Aurelia, auf die ja auch die Aurikeln in dem Strauch sinnig hindeuteten. Meine Frau wendete ein, daß Tante Aurelia nächsten Monat 63 Jahre würde, ohne die unterschlagenen, und daß es doch geradezu lächerlich wäre, anzunehmen, daß sie mit „kleine Maus“ unterzeichne.

Ich fragte, ob es etwa meine Schuld sei, daß Tante Aurelia nächsten Monat voraussichtlich 68 Jahre alt werde? Zwar sei ich gewöhnt, für vieles verantwortlich gemacht zu werden, aber hier liege Gott sei Dank meine Unschuld so klar zutage, daß auch der böseste Wille mir nichts anhaben könne. Und weshalb solle Tante Aurelia nicht mit „kleine Maus“ unterzeichnen? Alte Jungfern hätten, das sei in der medizinischen Wissenschaft hundertfach belegt, manchmal die verrücktesten Schrullen, und es sei sicherlich öfter zu verzeichnen, daß Tanten sich in ihre Neffen verlieben. Ob sie sich nicht des bekannten Falles aus Kragujewatich entsinne, wo

Meine Frau sagte, das sei alles dummes Geschwätz. Die Tante Aurelia komme schon deshalb nicht in Frage, weil sie gestern dagewesen sei und als Angebinde für mich ein Dutzend Taschentücher abgegeben habe. (Weh!) Das läse der Tante wieder so ganz ähnlich, räsonnierte ich. Damen, die Taschentücher zum Geburtstag schenken, kämen allerdings nicht als „kleine Mäuse“ in Frage. Sie brächten auch nun und nimmer den poetischen Schwung auf, der in dem dem Blumenstrauch begleitenden Vers liege. Sie reimten, wenn sie gereizt würden, im Höchstkalle:

In die Tücher blendend weiß
Ruh die Nase Dir mit Fleiß!

Aber da wäre doch noch die dreizehnjährige Nichte Elise, der ich neulich auf ihren Wunsch die Bielliebchen-Verschen für ihr erstes Kaffeetränchen gedichtet habe. Das sei ein sinniges Kind und ihm verdanke ich gewiß die duftige Aufmerksamkeit. Osterblumen, Primeln und Aurikeln seien ganz Jungmädchengeschmack, und das Gedichtchen dazu verriete offensichtlich harmlose Kindlichkeit der Spenderin. „Kleine Maus“ wäre eine Unterschrift, wie sie treffender von dem Kind nicht hätte gewählt werden können.

Bevor meine Frau ihre Ansicht zu dieser Auslegung des strittigen Geburtstagsangebundes äußern konnte, schaltete das Telefon, und die dreizehnjährige Nichte Elise bestellte meiner Frau für mich die besten Geburtstagswünsche mit dem Zusatz, die Eltern wären verreist und ihr Taschengeld lange leider nicht mehr zu einem Blumenstrauch für den Onkel. Na, der Range werde ich noch einmal Bielliebchenverse dichten.

Nun muß ich — so weh es mir tut — die verehrten Leserinnen aber doch um die erwartete Sensation bringen. Nein, ich bin nicht überführt worden. Mit der „kleinen Maus“ war es nämlich leider wirklich Effig. Ihr Blumenstrauch wurde bald darauf wieder abgeholt, weil er irrtümlich bei uns abgegeben worden war.

Und ich rede mir wegen der albernen Gans und ihrem dämlichen Kinder mädchen-Knittelvers den Mund in Franzen und muß mir gefallen lassen, daß meine Frau das Lachen über mich notdürftig verbeißt! Der Rufus soll alle „kleinen Mäuse“ holen, ganz egal, ob sie mir Blumen schiden oder nicht!

Gesellschaft und Mode

Die neuesten Tanzmoden. Die Tanzgesellschaften und die Tänze werden kürzer. Das ist eines der wichtigsten Geheimnisse, die die immer noch wachsende Vorliebe für den Tanz in unserer Generation erklären. In früheren Zeiten war ein Ball eine höchst anstrengende Angelegenheit, zu der man nur im größten Staat erscheinen durfte, der Herr im Frack und steifen Hemde, die Dame in der langen schleppenden Abendtoilette, und man tanzte von 9 Uhr abends die ganze Nacht bis 3 und 4 Uhr und tanzte sich die Sohlen durch. Man war ermüdet und vom Tanz überfüllt und fragte sich, ob denn das Tanzen überhaupt ein Vergnügen sei. Heutzutage können derartige kritische Betrachtungen nicht mehr aufkommen, denn man tanzt nur so lange, als es einem Spaß macht, man hat Gelegenheit, sich auszuruhen und findet immer wieder Gelegenheiten zu einem kurzen anregenden Tanzchen. Heutzutage wird nicht erst feierlich zu einem Ball eingeladen. Es werden nicht Wochen vorher Karten verschickt, damit man sich auf diese große Zeremonie gehörig vorbereiten kann. Wenn man tanzen will, telefoniert die Dame des Hauses ihre Bekannten an, rasch ist eine kleine Kapelle zur Stelle, und ungezwungen „fortrottel“ man los. Es wird nachmittags getanzt oder zwischen einem Diner und einem Empfang. Nach dem Theater tanzt man noch eine Stunde oder man macht noch ein Tanzchen nach Mitternacht vor dem Schlafengehen. Die Tanzgesellschaften mit Soupers sind beliebter denn je, aber man ist spät und tanzt nach dem Essen nur noch ein paar Stunden. Eine neue Zeit zum Tanzen, die in der englischen und amerikanischen Gesellschaft sich eingebürgert, ist der „Mittagstanz“ von 1 bis 2½ Uhr, bei dem ein kaltes Buffet aufgestellt ist und Bier serviert wird. Der kurze Tanz nach Mitternacht gilt als eine Art „Schlaftrunk“, man verschafft sich noch ein wenig Müdigkeit und bringt sich in gute Stimmung, um dann desto angenehmer in die Arme Morpheus' zu sinken. Sind die Tanzgesellschaften kürzer geworden und zwangloser, so werden auch die einzelnen Tänze nicht mehr so lange ausgedehnt. Ein einziger Tanz dauert heute nicht mehr eine Viertelstunde und länger wie früher, wo man sich die Seele aus dem Leibe tanzen mußte. Der Tanz dauert nur wenige Minuten und ist nach der neuesten Mode in drei Abteilungen gegliedert. Man tanzt eine Minute oder zwei, klatscht dann zur Fortsetzung, tanzt wieder eine Minute, klatscht noch einmal, wenn man weiter tanzen will, und verläßt dann das Parquet, ohne ermüdet zu sein. Auf diese Weise wird der Tanz zum Genuß, ist abwechslungsreich und vergnüglich.

Neue Bücher

* Joachim von Bülow: „Die gelbe Flagge“. Engelhorns Romanbibliothek, Band 991. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) Der neueste Band von Engelhorns Romanbibliothek ist eine Utopie, ein phantastisches Märchen. Ein Arzt tilgt mit einem bittartig wirkenden Peststift alle bösen Menschen aus, bis auf wenige, die er für den Aufbau einer neuen Menschheit auswählte. Er führt sie in ein Paradies, wo sie unter veränderten sozialen Bedingungen frei von aller Sorge glücklich leben könnten, wären sie nicht eben doch Kinder des Gestern, belastet mit allen Erinnerungen an das Gewesene. Nach dem gutgemeinten Versuch befreien sie sich von den Fesseln des „Meisters“ und drängen zurück in die alten Bahnen.

* „Z. R. jic at!“ Roman von J. Green. (Verlag Ernst Reil's Nachf. — August Scherl — G. m. b. H., Leipzig.) Hier liegt wohl der erste Zeppelin-Roman vor, der seine Aktualität noch dadurch steigert, daß er das Tagesproblem des Nordpolflygums zum Thema seiner Handlung wählt und die großen Nationen der Welt zum Wettkampf um den Sieg antizipiert. Man folgt diesem größten der Rennen wie dem aufregendsten Sportgange. Es gibt Strapazen und Katastrophen, Todesnähe, Momente unerträglicher Spannung, Bravour vor allem und Verwegenheit, derentwegen man das Buch nicht aus der Hand legt, bis man Z. R. am Ziel weiß und seine famose Mannschaft, eine Handvoll beherzter Männer, die Leben und Sterben gewachsen sind. Wenn man mit dem havarierten Luftkreuzer nollendet und mit zweien seiner prächtigen Offiziere nach tagelangem Fußmarsch durch die ungeheure Einsamkeit in ein unbekanntes Neuland heiteren Klimas mit urtafter Vegetation und einer hochinteressanten Bevölkerung alter Kultur gelangt, dann ist man gefangen von der Anziehungskraft des Abenteuers.

* „Dugb Kottings: „Doktor Dolittle und seine Tiere“. (Williams & Co., Verlag, Berlin-Charlottenburg.) Kottings klassisches Kinderbuch erfreut sich in England und Amerika bereits einer Beliebtheit, wie bei uns der Struwwelpeter. Max und Moritz, Robinson Crusoe, u. a. In Frankreich und Holland steht der Doktor Dolittle kurz vor der Veröffentlichung. Jetzt erscheint dieses Weltkinderbuch auch in deutscher Übertragung. Durch seinen Humor, seine unerschöpfliche und immer wieder durch neue Einfälle überraschende Phantasie und die reine Schönheit seiner Gedanken und Sprache wird der „Doktor Dolittle und seine Tiere“ Freude in jedes Kinder- und tierliebende Haus bringen. Das Buch ist allen Kindern, Kindern den Jahren und Kindern dem Herzen gewidmet. Den Text begleiten eine Menge lustiger und zartgefühlter Bilder, die sich der Autor selbst zu seinem Buch gezeichnet hat.

* „Das zersprungene Chamäleon.“ Eine Revue des Humors von R. Schalbach. (Max Besses Verlag, Berlin W. 15.) Der Inhalt des Buches ist so vielfältig, daß selbst ein Chamäleon, das bekanntlich nach der Unterlage seine Farbe wechselt, sich nicht so schnell anpassen kann und eben plätschen müßte. Alles wirbelt durcheinander, Anekdoten historischer Persönlichkeiten und der neuesten Zeit, Witz, Scherzfragen, Jägerlatein, mathematische Scherze, Rätsel, Kalkül, Wortspiele, Kartentunfstände, verblüffende Gesellschaftsspiele usw. uß. Lustiges, humorvolles, nachdenkliches, überraschendes tollt durcheinander. Dabei ein Buch, das auf abgeschmackte Derbheiten verzichtet und trotzdem oder gerade deswegen die größte Wirkung an hemmungsloser Fröhlichkeit erzielt.

* „Schwere Broden.“ 3006 Worte Front-Deutsch. Ein raues, aber herzliches Wörterbuch. Herausgegeben von Sigmund Graß und Walter Bormann. Mit einer Einbandzeichnung und zahlreichen Illustrationen von Eduard Thöny. (Stahlhelm-Verlag, Magdeburg.) Mit der stolzen Zahl von 3000 Worten Front-Deutsch, zu denen in dem köstlichen Kapitel „Der gute Ton“ noch über 100 Sprichwörter und Redensarten kommen, tritt dieses einzigartige Lexikon nunmehr in völlig verändertem Gewande und besser Ausstattung erneut vor die Öffentlichkeit. Denn nicht nur der Wortschatz ist trotz sorgfältiger Ausschleibung aller nicht rein frontmäßigen Ausdrücke um das Dreifache vermehrt worden, sondern neben das Wort ist nun auch das Bild getreten. Thönys Buchstabenalphabet und die zehn Zeichnungen mit Szenen aus dem Leben und Treiben des „Frontschweins“ sind mehr eine taktvolle Begleitmusik zu dem Thema als Illustrationen im wörtlichen Sinne.

* „Grandhs Großes Rätselbuch.“ Eine unerschöpfliche Sammlung von leichten und schweren Rätseln und Aufgaben in Wort und Bild. (Grandhsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Diese neue Sammlung bietet für Groß und Klein auf Jahre hinaus Stoff in ungeahnter Fülle. Da sind die beliebten Kreuzworträtsel in erster Linie zu nennen, aber auch Silbenrätsel, Zahlenkreise, mathematische Rätsel, Rätselsprüche, Bilderrätsel, Rätsel in Versen aus alter und neuer Zeit, wobei die unserer berühmten Dichter auch nicht fehlen; eben alles, was es überhaupt an solchen Dingen gibt. Viele bisher so gut wie unbekannte oder in Vergessenheit geratene Rätselarten wurden von einem findigen Kopf ausgegraben, neue Arten hinzugefügt, so daß hier auf über 200 Seiten ein abwechslungsreiches, lustiges und unterhaltendes Rätselbuch vorliegt.

* „Psychologie des Kindes.“ Von Prof. Dr. R. Gauß, vielfach veränderte Auflage. — Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 1001. — (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Die Kinder-Psychologie unserer Tage will sich durch Erkennen, Helfen und Erziehen einen Weg zur kindlichen und jugendlichen Seele bahnen. Die Darstellung ihrer Grundzüge wird daher nur mit Erfolg bewerkstelligt werden können, wenn sich in der Person des Verfassers der Psychologe, der Arzt und der Erzieher vereinigt. Bereits in den ersten Auflagen hatte sich gezeigt, daß Gauß in dieser Hinsicht alle Anforderungen erfüllt. Sein Buch gibt in leicht faßlicher und doch wissenschaftlich streng zuverlässiger Form einen Überblick über die Tatsachen der Kinder- und Jugendpsychologie, vom ärztlichen Standpunkt aus psychologisch begründet.

* „Der Kakteenzüchter“ von W. von Roeder. Mit 32 Tafeln und 26 Abbildungen im Text. (Grandhsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Das interessante und instruktive Büchlein führt in die biologischen Lebensbedingungen und -vorgänge dieser merkwürdig geformten, stacheligen Pflanzenformen ein und schafft eine Grundlage, um aus einer Modellaune eine bleibende Liebe für die leistungsfähigen Naturgebilde der Kakteen zu schaffen, die so viel Reiz und Freude bergen.